

Susanne Gavénis

Fantasy



Die schwarze
Quelle

Die schwarze Quelle

von Susanne Gavénis

Fantasy-Roman

Impressum

Deutsche Erstveröffentlichung

Text Copyright © 2017 Susanne Gavénis

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Susanne Gavénis

Coverbild: fotolia, „Man in black cloak standing against burning forest, illustration“ von grandfailure, Nr. 114455368

www.susanne-gavenis.de

www.facebook.com/susannegavenis

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Prolog

Die beiden Elfen wehrten sich verbissen, doch gegen die widernatürliche Kraft der seelenlosen Diener, die Balarot ausgeschickt hatte, um die zwei heranzuschaffen, konnten sie nichts ausrichten. Je mehr sie versuchten, sich mit ihren Füßen dem stählernen Griff entgegenzustemmen, der sie mit unerbittlicher Gewalt vorwärtsschleifte, desto tiefer gruben sich die Finger in ihr Fleisch, desto mehr glich ihr trotziges Aufbegehren dem ängstlichen Blöken von Schafen, die bereits den heißen Atem der Wölfe in ihrem Nacken spürten.

Doch natürlich waren die beiden Hüllen, die einst von ihren Familien bei ihren Elfenamen Jaron und Rasiren gerufen worden waren, keine Wölfe. Sie waren schlimmer als das. Sie waren erbarmungsloser, als selbst der blutgierigste Wolf es jemals hätte sein können, denn sie gehorchten allein seinem Willen – dem titanenhaften, ehrfurchtgebietenden Willen eines Vocairu. Mit der Macht seiner Magie war er über sie gekommen, hatte ihre Persönlichkeit und ihre Erinnerungen hinweggefegt und sie mit seiner eigenen dunklen Energie erfüllt. Nun waren sie seine Sklaven, und sie würden tun, was auch immer er ihnen zu tun befahl.

Auch Savin und Taisen wussten das natürlich. Die verzweifelte Anspannung wich aus ihren Gesichtern, wandelte sich zu Furcht und gerann zu blankem Entsetzen, als sie vor Balarot auf die Knie gezwungen wurden, ohne sich dagegen wehren zu können.

Balarot beobachtete das Schauspiel mit einem breiten, herablassenden Lächeln auf den Lippen, das er seine Opfer nur zu gern sehen ließ, wirkte es doch stets wie ein kräftiger Windstoß auf die ohnehin bereits grell lodernden Flammen ihrer Ängste und ihres Zorns. Hoch aufgerichtet trat er vor die jungen Männer, nickte ihnen in einer höhnischen Parodie eines Willkommensgrußes aufmunternd zu und machte eine einladende Geste, die den gesamten Raum umfasste, in dem sie sich befanden.

„Seht euch nur gut um! So weit ich mich erinnere, hat keiner von euch mein Allerheiligstes bislang betreten.“

Das stimmte zwar, aber natürlich hatten sie von anderen Elfen - von jenen, die überlebt hatten und noch über genügend eigenen Willen verfügten, um hinterher darüber berichten zu können - genug über diesen Ort gehört. Sofort vertiefte sich das Entsetzen in ihren Augen, und ihre Blicke huschten umher wie die von Kaninchen, die auf der Flucht vor den Krallen des Habichts in eine Falle geraten waren und nun mit dem Rücken zur Felswand den tödlichen Schlag erwarteten.

Das „Allerheiligste“, wie er es selbst so gern nannte, lag unter einer ebenso weiten wie hohen Kuppel, die sich, einem nachtschwarzen Firmament gleich, über Balarot und seine Opfer erhob, einem Firmament, an dem weder das fahle Licht des Mondes noch der zarte Glanz der Sterne jemals Trost und Hoffnung gespendet hatten. Wie ein düsterer Schlund wölbte sich die Kuppel über ihren Köpfen, bedrückender und furchteinflößender, als es die Finsternis einer natürlichen Nacht jemals hätte sein können.

Balarot war sich der demoralisierenden Wirkung ihres Anblicks sehr wohl bewusst. Ihre Wände bestanden aus einem dichten Geflecht knotig verwachsener, ihrer natürlichen Form beraubter Büsche und Bäume, das zusätzlich mit schwarzem Lehm bedeckt war, einer dicken, ölig glänzenden Schicht, die beinahe lebendig zu sein schien. Balarot wusste aus Erfahrung, dass kein Elf diese Wände länger als einige wenige Momente betrachten konnte, ohne unweigerlich das Gefühl zu bekommen, dass sich in dem finsternen Verputz eine Blase aufwölbte, die wie ein boshaftes Auge durch das Zwielicht auf den Betrachter zurückstarrte und jede seiner Bewegungen mit hungriger Erwartung zu verfolgen begann; und er wusste

ebenso, dass allein diese Vorstellung genügte, um selbst den rebellischsten Geist binnen kürzester Frist in ein zitterndes, um Gnade winselndes Wrack zu verwandeln.

Auch Savin und Taisen vermieden betont, auf die Wände zu sehen. Alles andere, das ihre Blicke anzog, flößte ihnen jedoch ebenso viel Furcht ein. Da gab es zum einen den kleinen Schrein im Norden der runden Halle. Dort lag der Dunkelkristall, ein doppelt handtellergroßes, geschliffenes Juwel, das wie üblich in einem düsteren, blutig-roten Licht pulsierte, als schlage tief in seinem Inneren ein unsichtbares böses Herz.

Im Süden hingegen erhob sich ein grauer Steinaltar, groß genug, dass man einen Elfen darauf binden konnte. Nicht nur die dunklen Flecken auf seiner rauen Oberfläche, sondern auch die beiden eisernen Schellen an den Seiten legten beredtes Zeugnis davon ab, dass er diesem Zweck bereits mehr als einmal gedient hatte. Savin und Taisen glotzten mit vor Angst erstarrten Mienen auf den mit altem Blut befleckten Steinklotz. Vor allem die schmale Rinne, die vom Altar aus zu den Wassern der schwarzen Quelle führte, schien sich geradezu in ihre Augen zu brennen. Und die schwarze Quelle selbst – nun, die war wahrlich ein Anblick, den niemand wieder vergessen würde, zumindest falls man lange genug überlebte, um sich später daran erinnern zu können. Es war ein Privileg, das bisher nicht vielen vergönnt gewesen war.

Die schwarze Quelle befand sich direkt im Zentrum des Raumes - ein angemessener Platz, denn sie war das eigentliche Herz nicht nur dieses Ortes, sondern des gesamten Dürsterwaldes. Aus ihr ging der kleine Teich hervor, der mit seinen undurchdringlichen, mitternachtsdunklen Wassern ein getreues Abbild der darüber aufragenden Kuppel zu sein schien. Er reichte mehr als zehn Mannestiefen in die Erde hinunter, und allein Balarot wusste um das schaurige Geheimnis, das sich an seinem Grund verbarg, ein Geheimnis, das Savin und Taisen, hätten sie etwas von seiner Existenz geahnt, auf der Stelle gebrochen und ihre Seelen in den Wahnsinn getrieben hätte - was natürlich gänzlich inakzeptabel war, schließlich wollte er auch seinen Spaß haben. Zudem war es unabdingbar, ihr Leiden so lange und qualvoll wie möglich zu gestalten, bevor Kraft und Lebenswillen in ihnen erloschen und sie sich bereitwillig der Umarmung des Todes oder der geistigen Zerrüttung überließen.

Natürlich war dies ein Schicksal, dem letztlich keiner von ihnen entkommen würde, auch wenn sie noch so sehr versuchten, ihre Schmerzen und ihre Furcht vor ihm zu verbergen und ihm die Befriedigung zu verweigern, zu der sie doch mit jedem weiteren Moment ihres sinnlosen Kampfes selbst beitrugen.

Es war ein Spiel, dessen Gewinner von Anfang an feststand, und so wartete er geduldig, bis der Anblick der geballten Schrecken seine volle Wirkung entfaltet hatte - beide Elfen zitterten inzwischen wie unter klirrendem Frost -, bevor er sie erneut ansprach. In einer theatralischen Geste breitete er die Arme aus, und sein Lächeln wuchs noch mehr in die Breite.

„Meine lieben Freunde, der große Tag ist endlich gekommen! Nie mehr braucht ihr neidvoll auf jene zu blicken, die ich in meiner unermesslichen Güte meine Dienerschaft nenne, denn von Stunde an sei auch euch dieses Privileg gewährt. So neigt denn euer Haupt und begrüßt voll Freude das neue Leben, das mit dem heutigen Tag seinen glorreichen Anfang nimmt.“

Zufrieden registrierte er, wie die beiden Elfen zusammenzuckten und zumindest in Savins Augen neue Flammen des Zorns zu lodern begannen. Verächtlich spuckte er aus, und ganz sicher hätte er nicht auf den Boden vor seinen Füßen, sondern auf Balarot selbst gezielt, hätte er nur in seiner Reichweite gestanden. Aber einen solchen Triumph gönnte Balarot ihm natürlich nicht.

„Wir werden dir niemals dienen, verdammter Vocairu!“, knurrte er, verzweifelt bemüht, seine Stimme selbstsicherer klingen zu lassen, als er sich offensichtlich fühlte.

Balarot trat er einen raschen Schritt nach vorn, packte Savin in den Haaren und zwang seinen Kopf grob zurück, so dass er zu ihm aufblicken musste. „Glaubst du wirklich, es trifft mich, wenn du das Wort Vocairu wie eine Beleidigung aussprichst? Was für ein armseliger Narr du doch bist! Das Einzige, was du mir damit zeigst, ist deine Furcht, und *das*, mein lieber Savin, ist das größte Kompliment, das du mir überhaupt machen kannst! Du hast Recht, ich bin ein Vocairu, und ich bin es mit jeder Faser meines Herzens. Und je mehr du mich dafür mit jeder Faser *deines* Herzens hasst, desto mehr bestätigst du nur die Wahrheit, die du schon längst in dir fühlst.“ Er brachte seinen Mund dicht an Savins Ohr heran, und seine Stimme wurde beinahe zärtlich. „Ich bin ein Gott, Savin, und du betest zu mir mit der Stimme deiner Furcht und deines Hasses. Füge dich in dein Schicksal und sei der Wurm, der zu meinen Füßen im Staub kriecht. Nichts anderes als das ist deine Bestimmung. Akzeptiere, was du bist. Hasse mich oder liebe mich. Es ist mir gleich.“

„Du bist kein Gott! Und du hast auch kein Herz!“, presste Savin hervor.

Balarot lächelte. „Mag sein. Aber dafür habe ich Verstand. Warum sonst wäre ich wohl ein Dunkelelf? Ein Vocairu zu sein bedeutet, Macht zu haben, mein lieber Wurm. *Echte* Macht - ein Geschmack, den kein Elf, der lediglich mit seiner armseligen Elementmagie herumpfuscht, jemals kosten wird.“

„Und was nützt dir diese Macht? Du bist ein Gefangener des Dusterwaldes, so wie wir!“

„Ach, bin ich das?“

„Ja! Die fünf Elfenclans haben dich und deine Spießgesellen damals überwältigt und in den Dusterwald eingesperrt. Die magische Barriere, die sie um den Wald gelegt haben, wirst du niemals durchschreiten können.“

„Niemand ist so ein hartes Wort.“ Balarot schmunzelte, amüsiert über den Mangel an Wissen und die Begrenztheit des Denkens, die Savin mit seinen triumphierend hervorgestoßenen Schmähungen offenbarte. Gewiss, er und die übrigen Vocairu waren von den vereinten Streitkräften der Elfenclans niedergedrungen und festgesetzt worden, an diesem Teil der Überlieferung gab es bedauerlicherweise nichts zu rütteln. Dieses kleine, ärgerliche Detail war allerdings schon so ziemlich das Einzige, was sich die tapferen Recken der fünf Clans als Erfolg auf ihre Fahnen zu schreiben vermochten, auch wenn die Auffassungen der Sieger und der von ihnen Bezwungenen an diesem Punkt durchaus in verschiedene Richtungen gingen.

Der erste und zugleich verhängnisvollste Irrtum ihrer damaligen Widersacher war bereits bei ihren Überlegungen, wie man sich das Problem der Dunkelelfen nach ihrer Niederlage so elegant und moralisch einwandfrei wie möglich vom Hals schaffen konnte, auf geradezu absurde Weise offenbar geworden. Wie sonst war zu erklären, dass sie als Gefängnis für die Vocairu ausgerechnet den Dusterwald gewählt hatten, jenen Ort, der die eigentliche Stätte ihres Wirkens gewesen war, wo sie ihre größten und unaussprechlichsten Gräueltaten begangen hatten und der mehr als alles andere durchdrungen war von der dunklen Magie, die in den finsternen Tiefen einer jeden Elfenseele verborgen lag?

Es war so grotesk, dass Balarot beinahe lachen musste. Hätte es noch eines Beweises bedurft, wie wenig diese Narren tatsächlich von der Natur und dem Wesen eines Vocairu begriffen hatten, er wäre in diesem Moment erbracht worden. Aber natürlich hatte man nichts anderes von ihnen erwarten dürfen. Die Macht der Dunkelelfen war zu fremdartig, zu fern von ihrer eigenen kümmerlichen Elementmagie, um sie nicht bei der leisesten Berührung ängstlich und erschrocken wie Rehe im plötzlichen Licht einer Fackel zurückzucken zu lassen. Sie hatten sich stets für etwas Besseres gehalten, für Wesen von so

nobler und reiner Gesinnung, dass kein Schatten jemals die Makellosigkeit ihrer Seelen zu beflecken vermochte, und diese Arroganz hatte sie blind gemacht – blind für die Möglichkeiten, die jedem von ihnen augenblicklich zur Verfügung gestanden hätten, wären sie nur mutig genug gewesen, offenen Auges in sich hineinzublicken.

Doch diesen Mut hatten sie nie gehabt, und deshalb fehlte ihnen jegliches Verständnis dafür, zu was die Macht eines Dunkelelfen tatsächlich in der Lage war. Sie waren nicht einmal auf die Idee gekommen, dass zwischen dem Dusterwald und den Vocairu eine Verbindung bestehen könnte, sondern hatten den Wald von Anfang an lediglich als eine Mahnung betrachtet, als ein Symbol für eine verborgene Störung in der harmonischen Koexistenz zwischen den Elfen und der sie umgebenden Natur, die sich auf diese besondere Weise Ausdruck verschaffte.

Womit sie natürlich der Wahrheit einerseits nahe gekommen, ihnen andererseits jedoch die eigentliche Bedeutung der Ereignisse vollständig entgangen war. Denn die Vocairu waren es, die den Dusterwald überhaupt erst *erschaffen* hatten, die die Natur jenes Ortes durch das Wirken ihrer Magie hatten ausbluten lassen und ihr das deformierte Antlitz aufgezwungen hatten, das sie auch 150 Jahre später noch zeigte.

Er schaute Savin beinahe mitleidig an. „Sag mir, Savin, wenn ich wirklich ein solcher Schwächling bin, warum zitterst du dann so, wenn du mir gegenüberstehst? Glaubst du im Ernst, ein Vocairu ließe sich wie ein räudiger Hund in einen Käfig sperren? Glaubst du, irgendjemand auf dieser Welt wäre mächtig genug, um *mich* besiegen zu können? Dann bist du noch dümmer, als es unsere damaligen Feinde waren.“ Er lachte. „Mach die Augen auf, Savin! Deine strahlenden Helden waren gerade einmal klug genug, um ihre schlimmste Nemesis in ein Verlies zu werfen, das nicht nur nicht in der Lage war, uns unsere magischen Kräfte zu nehmen, sondern sie im Gegenteil sogar noch *verstärkt* hat – und das nur, weil ihre eigene Elementmagie hier im Dusterwald keine Wirkung hat! Ich muss zugeben, diese strategische Meisterleistung ist wahrhaftig schwer zu übertreffen.“

Er zwinkerte Savin verschwörerisch zu. „Natürlich haben wir die Posse mitgespielt, schließlich wäre es unhöflich gewesen, unsere Gastgeber zu enttäuschen, nachdem sie sich schon solche Mühe damit gegeben haben, uns hierher einzuladen. Und was die Barriere angeht, in die du anscheinend so große Hoffnungen setzt – nun, da muss ich dir bedauerlicherweise zustimmen. Mit meinem *Körper* vermag ich sie tatsächlich nicht zu durchschreiten. Mein *Geist* ist dafür umso agiler.“

Savin starrte ihn grimmig an. „Und dennoch bleibst du ein Gefangener! All dein Hohn ändert nichts daran, dass die Clans am Ende gewonnen haben.“

„So, meinst du das?“ Balarot schürzte die Lippen. „Ich glaube, es ist an der Zeit für ein wenig Nachhilfeunterricht. Deine historischen Kenntnisse scheinen mir allzu lückenhaft zu sein. Wohlan, fünf Clans waren es, die die Vocairu vor 150 Jahren niedergeworfen haben, das ist unbestreitbar. Zwei davon haben sich allerdings vor geraumer Zeit selbst aus dem Spiel genommen.“

Savin runzelte die Stirn. „Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, dass die Elfen des Erd- und des Windclans vor 19 Jahren plötzlich den unerwarteten Drang verspürten, sich gegenseitig ihre Schädel einzuschlagen, und das derart gründlich, dass sie sich beide bis auf den letzten Säugling vom Antlitz dieser hübschen Welt radiert haben. Faszinierend, nicht wahr?“

Savin starrte ihn ungläubig an. Balarot lachte, als er den Schock des Begreifens bemerkte, der sich in seine Züge grub.

„Ich gebe zu, dass ich bei dieser Entwicklung mit dem einen oder anderen Denkanstoß ein wenig nachgeholfen habe. Siehst du jetzt, was die Macht eines Vocairu zu bewirken

vermag? Diese Narren glaubten, sie hätten uns unsere Magie geraubt, stattdessen ist sie mit jedem Jahr, das verstrich, weiter angewachsen. Mittlerweile sind sie sogar davon überzeugt, dass sämtliche Vocairu, die sie damals in den Dusterwald sperrten, das Zeitliche gesegnet haben - was wieder einmal zeigt, wie wenig sie von der Macht der Dunkeelfen tatsächlich begreifen.“

Er hielt kurz inne und gedachte seiner früheren Kameraden, mit denen er einst furchtlos in die exotischen Gefilde der wahren Magie hinabgetaucht war und die später sein Schicksal als Gefangener des Dusterwaldes mit ihm geteilt hatten. Zwar war er der einzige ihrer kleinen Gruppe, dessen Gebeine nicht bereits seit Jahren unter einer dicken Schicht schwarzer, toter Erde vor sich hin moderten, dennoch zeichnete für diesen Umstand weniger der natürliche Lauf der Zeit als vielmehr die Tatsache verantwortlich, dass er selbst in nicht unwesentlichem Maße seinen Beitrag dazu geleistet hatte. Wahre Macht war eben nicht dafür bestimmt, mit anderen geteilt zu werden.

Er zuckte gleichmütig mit den Schultern. „Die Erd- und Windelfen waren die ersten, die ihren diesbezüglichen Irrtum korrigieren durften. Ich gestehe freimütig, dass es mich mehrere Jahrzehnte harter Arbeit gekostet hat, bis ich meinen Geist so weit ins Land hinausschicken konnte, dass ich mehr als ein paar umherkrabbelnde Käfer draußen auf den Feldern unter meinen Einfluss zu bringen vermochte. Aber dann ...“ Er seufzte genießerisch. „Ich muss dir leider sagen, mein lieber Savin, dass die Seele der meisten Elfen bei Weitem nicht die liebliche Blumenwiese ist, für die du sie so gerne halten würdest. Es wächst eine Menge Unkraut darauf, ein paar ziemlich hässliche Dinge, die sie vermutlich selbst mit einer gehörigen Portion Abscheu erfüllen würden, würden sie nicht so heldenhaft die Augen davor verschließen. Genau diese Eitelkeit und Arroganz ist es, die sie so verletzlich macht. Und genau diese Eitelkeit ist die Brücke, über die ich schließlich in meine wohlverdiente Freiheit marschieren werde.“

Er schaute Savin aufmerksam an, genoss den Abgrund aus Hilflosigkeit und Qual, der sich in ihm zu öffnen begann. „Erkennst du die Ironie darin? Wären die Elfen tatsächlich so reinen Herzens, wie sie von sich selbst immer behaupten, ich hätte niemals Macht über sie erlangen können. Nur ihr Zorn, ihr Neid und ihre Missgunst öffnen mir die Tür, die in ihre Seele führt. Und trotzdem war es ein Kinderspiel, die Elfen des Erd- und des Windclans gegeneinander aufzuhetzen. Es war so einfach, dass es beinahe schon wieder langweilig war. Es ist daher nur eine Frage der Zeit, bis die Barriere, die mich im Augenblick noch hier gefangen hält, endgültig gefallen ist. Zwei Clans sind vernichtet. Die drei anderen werden bald folgen. Und dann werde ich frei sein.“

„Das wird niemals geschehen!“, rief Savin, doch der Zweifel in seiner Stimme war so deutlich zu spüren, dass Balarot laut auflachte.

„Natürlich wird es das! Ich weiß es, und du weißt es auch. Im Übrigen kannst du dir deine selbstgerechte Empörung sparen, schließlich profitierst auch du davon, wenn die Barriere verschwindet. Erst dann wirst auch du frei sein – frei zu gehen, wohin du willst. Frei, endlich deine Magie zu gebrauchen, die du bisher nur vom Hörensagen kennst. Du solltest dir also gut überlegen, was du dir wünschst und wessen Banner du in die Schlacht zu tragen gedenkst.“

„Ich will keine Freiheit, die auf einem Berg von Leichen begründet ist!“

„Wie nobel von dir. Deine Vorfahren haben mehr Verstand besessen. Sie wussten, wem die Zukunft des Elfenlandes gehört.“

„Meine Vorfahren waren Narren, und ich schäme mich, ihr Blut in mir zu tragen“, schrie Savin trotzig. „Aber ich, wir alle, die jetzt noch im Dusterwald leben, sind nicht so, wie unsere Ahnen es waren. Sie wurden zusammen mit euch in diesen grässlichen Kerker

gesperrt, weil sie ihre Seele an die Vocairu verkauft hatten. Wir hingegen werden dir niemals freiwillig dienen.“

Balarot lächelte ihn an. „Das ist auch gar nicht nötig. Unfreiwillig tut es schließlich auch. Aber unsere kleine Plauderei hat mich milde gestimmt, deshalb werde ich euch entscheiden lassen. Einen von euch werde ich vor den Augen des anderen zu Tode foltern. Ihr dürft selbst wählen, wer den einen und wer den anderen Part übernehmen soll.“

Savin und Taisen wechselten einen entsetzten Blick. Taisen begann augenblicklich zu zittern, und seine Zähne klapperten aufeinander, als habe sich seine Haut unvermittelt mit einer Schicht aus Raureif überzogen. Panik flackerte in seinem Blick, verzerrte sein Gesicht zu einer Maske des Grauens, während Tränen haltlos über seine bleichen Wangen strömten.

Savin hatte sich besser in der Gewalt. Er war keiner von denen, die sich leicht brechen ließen. Obwohl auch ihm der Schock über die grausame Eröffnung allzu deutlich in den Magen gefahren war, versuchte er doch zumindest, seine Würde zu bewahren. Stolz drückte er seinen Rücken durch, seine Hände ballten sich zu Fäusten, und seine Miene versteinerte, ließ keines seiner Gefühle mehr nach außen dringen. Balarot wusste, was er sagen würde, noch bevor er mit leiser, aber fester Stimme zu sprechen begann.

„Nimm mich. Du kannst mich töten.“

Taisen gab einen ersticken Laut von sich, schüttelte stumm den Kopf. Doch sein Blick blieb gesenkt, und kein Wort des Widerspruchs kam über seine bebenden Lippen. Es war Balarot eine Freude zu sehen, wie es ihn zwischen der Hoffnung, Savin würde das Opfer sein und er selbst überleben, und der Scham über seine Feigheit regelrecht zerriss. Doch von dieser Seelenpein konnte er ihn erlösen.

Er legte betont die Stirn in Falten, als lausche er andächtig einem neuen Gedanken, der ihm gerade gekommen war, und ließ einen versonnenen Ausdruck auf seinen Zügen erscheinen. „Ich habe es mir anders überlegt.“ Er nickte Kas, dem seelenlosen Diener, der früher den Namen Rasiren getragen hatte, zu.

„Leg Taisen auf den Altar. Er wird mein Opfer sein.“

„Nein!“ Taisen heulte auf, strampelte mit den Füßen, doch als er den kalten Stein des Altarklotzes unter sich spürte, sackte er mit einem Weinkrampf zusammen.

„Verdammter Vocairu!“, schrie Savin. „Du hast uns angelogen! Du hattest nie vor, uns die Wahl zu lassen.“

Balarot bedachte ihn mit einem mitleidigen Blick. „Natürlich nicht. Wie dumm muss man sein, um das zu glauben? Es gibt nichts Langweiligeres als einen Helden, der sich todesmutig ins offene Messer stürzt, nur um das armselige Leben seiner Freunde zu retten. Die Feiglinge und Rückgratlosen sind es, die dem Ganzen erst die richtige Würze geben. Vertrau mir, Savin, und lass uns gemeinsam ein wenig Spaß haben!“

Savins Kopf wurde gepackt und brutal in Richtung des Altars gedreht. Es würde unmöglich für ihn sein, seinen Blick von dem düsteren grauen Steinklotz abzuwenden, und falls er die Augen zu schließen versuchte, würden sie ihm von Rik, seinem zweiten Diener, gewaltsam wieder geöffnet werden.

Kas hatte Taisen indessen mit eisernen Ketten auf den Altar geschnallt. Balarot atmete tief durch, genoss die prickelnde Erregung, die ihn stets überkam, wenn sich ein denkendes und fühlendes Wesen unter seinen fachkundigen Händen in einen zuckenden Klumpen blutigen Fleisches zu verwandeln begann. Hoch aufgerichtet wie ein Priester bei einer heiligen Zeremonie schritt er zu dem Schrein, in dem der Dunkelkristall ruhte, seinen Blick fest auf die beiden langen, gekrümmten Dolche geheftet, die wie zwei stumme Wächter links und rechts daneben lagen. Beinahe behutsam schlossen sich seine Finger um die Griffe, dann wandte er sich um und kehrte damit zu seinem Opfer zurück.

Taisen litt lange - nicht ganz so lange, wie Balarot es sich erhofft hatte, doch lange genug, um den Raum zumindest für ein paar vergnügliche Stunden mit seinen qualvollen Schreien zu erfüllen. Auch Savin schrie. Er schrie seine Wut hinaus, seine Verzweiflung und Hilflosigkeit, während er seinen Freund langsam vor seinen Augen sterben sah, während Taisens Blut als steter Strom in der Auffangrinne zu den düsteren Tiefen der schwarzen Quelle hinabfloss.

Zufrieden registrierte Balarot die Veränderung, die dabei mit Taisens unfreiwilliger Opfergabe vor sich ging. So jäh wie die Flamme einer nächtlichen Kerze, die in einem plötzlichen kalten Windhauch erlischt, verlor sich die rote Farbe seines Blutes, wurde ersetzt durch eine tiefe, alles verschlingende Schwärze, die mit jedem weiteren Laut des Schmerzes finsterner und undurchdringlicher wurde. Dies war der wahre Ursprung der Macht, die die Vocairu so sehr von allen anderen Elfen unterschied, das Eisen, aus dem die Ketten geschmiedet waren, mit denen Balarot auch die drei restlichen Clans aus ihren Wolkenschlössern ins kalte Licht der Wirklichkeit hinauszerren und ihre verlogene Moral in Trümmer schlagen würde.

Er beobachtete, wie sich Taisens mitternachtsdunkles Blut mit den düsteren Wassern der schwarzen Quelle vereinigte, bereits zu einem Teil von ihr wurde, noch bevor es seinen Körper zur Gänze verlassen hatte, dann setzte er beinahe zärtlich den nächsten Schnitt, ließ Taisens Schreie noch ein klein wenig lauter, Savins Hass noch ein klein wenig heißer werden. Die vormals stille Oberfläche des Quellteichs geriet in Bewegung, als sich der träge Blutstrom in sie ergoss, begann zu brodeln und zu kochen, als würden Fleischbrocken von einem Schwarm hungriger Raubfische in Stücke gerissen, und vom Grunde des Sees, dort, wo der Ewige Sklave von endloser Finsternis und immerwährendem Wahnsinn umklammert wurde, schollen beinahe noch qualvollere, wenn auch lautlose Schreie herauf. Es waren Schreie, die nur Balarot vernehmen konnte und die doch wie Musik in seinen Ohren klangen. Denn solange es diese Schreie gab, war seine Macht ungebrochen.

Als Taisen schließlich starb, brach auch Savin zusammen. Balarot gab Rik den Befehl, ihn hinauszuerwerfen, Kas hingegen musste einen Krug herbeiholen und Wasser aus der noch immer brodelnden Quelle schöpfen.

Balarot selbst reinigte versonnen die Dolche, legte sie in den Schrein zurück und nahm dafür den Dunkelkristall heraus. Anders als die Kristalle der fünf Clans war der Dunkelkristall nicht an einen bestimmten Ort fest gebunden, sondern konnte aus dem Schrein genommen und bewegt werden. Dennoch war er beinahe genauso unzerstörbar wie die natürlichen Elfenkristalle. Er würde ewig existieren, ebenso wie Balarot selbst, denn der Dunkelkristall war seine Schöpfung. Er war der Kelch, aus dem allein er die wahre Macht eines Vocairu bis zur Neige zu trinken vermochte. Doch damit dieser Kelch niemals leer wurde, brauchte er die schwarze Quelle – und all den Zorn, den Hass und den Schmerz, der in ihren düsteren, lichtlosen Tiefen wallte.

Kas hatte den Krug inzwischen auf den Altar gestellt, direkt neben Taisens langsam abkühlende Leiche. Balarot warf noch einen letzten, gelangweilten Blick auf die qualverzerrte Maske, zu der das vormals hübsche Gesicht des Jungen im Tode erstarrt war, bevor er sich seiner eigentlichen Arbeit zuwandte.

Langsam senkte er den Kristall dem Krug entgegen, tauchte ihn in das schwarze Wasser. Sogleich glomm das pulsierende rote Licht des Dunkelkristalls heller auf, gewann von Sekunde zu Sekunde an Intensität, bis es schließlich so grell geworden war, dass es spielend durch Haut und Fleisch drang und Balarot einen Blick auf die Knochen seiner Hände gestattete. Das Wasser im Krug begann zu zischen, die Schwärze in ihm geriet in Bewegung und verdichtete sich zu einem Strudel, in dessen Zentrum der Dunkelkristall stand.

Schneller und schneller wirbelte sie umher, während sich die Luft in der Halle unvermittelt anfühlte, als würden sich unter ihrer Kuppeldecke gewaltige Wolkenberge zusammenballen, die nur auf ein geheimes Kommando warteten, um mit Blitzen und tosenden Sturmböen zur Erde niederzufahren. Knisternde Funken schienen über seine Haut zu laufen, und Balarot hatte das Gefühl, als würde der Kristall in seinen Händen mehr und mehr zu etwas Lebendigem werden, zu einem hungrigen Moloch, der seinen düsteren Schlund öffnete und voll unersättlicher Gier zu *fressen* begann. Er trank die Schwärze, sog all die Qual und das Leid, all die Verzweiflung, Wut und Bitterkeit in sich hinein, die ihm Taisen und Savin so großzügig als Geschenk dargebracht hatten, machte sie zu einem Teil von sich und *verwandelte* sie.

Balarot konnte spüren, wie die Macht unter der glatten Oberfläche answoll, wie sie zu einem kalten, tödlichen Feuer wurde, mit dem er selbst den winzigsten Funken von Bosheit und Niedertracht in den Seelen seiner Feinde zu enthüllen und in eine verzehrende Gluthölle zu verwandeln vermochte. Zwei der Elfenc clans waren in den Flammen des Kristalls bereits zu Asche geworden. Die übrigen drei würden bald folgen. Solange die schwarze Quelle existierte, würde es kein Entrinnen geben.

Sekunden später war das Wasser im Krug klar geworden, das Licht des Dunkelkristalls hingegen noch intensiver und düsterer.

Mit einem triumphierenden Lächeln goss Balarot das gereinigte Wasser in die Rinne, durch die zuvor Taisens Blut gelaufen war, und beobachtete, wie das klare Nass die Finsternis der Quelle für Sekunden wie einen Vorhang zerriss, so dass er einen Blick auf die armselige Gestalt werfen konnte, die am Grunde des Sees gefangen war.

Sein Blick wurde erwidert. Augen, in denen greller Hass und Wahnsinn loderten, richteten sich auf ihn, versuchten, ihn zu bannen und zu sich in die Tiefe zu ziehen. Es war ein Blick, der ihm Schlimmeres als den Tod wünschte, in dem das Verlangen nach Rache zu einem alles verschlingenden Mahlstrom geworden war, in dem längst kein anderes Gefühl mehr Platz fand. Wie üblich suchte Balarot nach dem letzten Funken Verstand in jenen vom Wahnsinn gezeichneten Augen, entdeckte ihn und lächelte befriedigt.

Darin lag die eigentliche Genialität seines Zaubers, denn nur so konnte sich der Ewige Sklave seiner eigenen Rolle bewusst sein – was unerlässlich für die Wirkung der Magie war. All der Hass, den sein Opfer empfand, gründete in eben jenem Wissen, dass er ein Werkzeug des Vocairu war und Balarot auf diese Weise Macht verlieh, ohne es zu wollen und ohne es verhindern zu können.

„Ich habe lange genug gewartet, findest du nicht?“, sprach Balarot seinen Ewigen Sklaven an. „Aber der Boden ist nun bereitet. Die Hauptfiguren sind in Position gebracht, und der letzte Akt unseres kleinen Schauspiels kann endlich beginnen.“

Amüsiert beobachtete er die Gestalt in der Tiefe, ließ sich keine Regung auf ihrem Gesicht entgehen. „Die Avoni sind die ersten, die ihren großen Auftritt haben werden. Zwei von ihnen sind mir in den letzten Jahren besonders ans Herz gewachsen. Sie sind so verschieden wie der Tag und die Nacht, und ebenso unterschiedlich sind auch die Rollen, die ich ihnen im kommenden Krieg zgedacht habe: Der eine wird mein Werkzeug sein – der andere mein Opfer.“

Das Wasser der Quelle brodelte erneut heftig auf, die Schwärze verdichtete sich, verbarg den Gefangenen am Grund, doch Balarot wusste, dass er weinte. Mit einem spöttischen Lächeln begann er seine Arbeit.

1. Bruderzwist

Die Hitze des ewigen Feuers, das tief im Inneren der Erde brannte, war im Land des Avoni-Clans allgegenwärtig. Sie entfachte die Fumarolen an den Hängen des Vulkans, die Stunde um Stunde heißen Schwefeldampf ausstießen, der sich wie gelber Schnee auf den Felsen ringsum niederschlug, und sie zeigte sich in den blubbernden Schlickseen und den heißen Quellen, deren rote Farbe fast so intensiv war wie der Schein des Feuers selbst.

Doch nirgends war die Hitze so intensiv wie rings um den Kraterrand des Vulkans, in dem blutrot glühende Lava wie Wasser hin und her wogte. Des Nachts war der Widerschein jenes Feuers bis weit in die Gebiete der anderen Elfenc clans zu sehen, ein loderndes Fanal, das dem Vulkan, an dessen Fuß der Clan der Feuerelfen lebte, den Namen Avon - brennender Berg – eingetragen hatte.

Der Vulkan bebte beständig, war stets aktiv, stieß Stunde um Stunde neue Lavamassen aus. Doch die Elfen des Avoni-Clans kontrollierten das Feuer und ließen nicht zu, dass das Land ringsum verwüstet wurde. Durch ihre Macht wurde die Lava in ein schmales Bett gezwungen, das wie eine leuchtende Schlange die südliche Flanke des Avon hinabkroch, um sich von dort aus ins nahegelegene Meer zu stürzen, wo die grelle Glut in kochendem Wasserdampf erlosch.

Die Winde, die Tag für Tag um den Avon strichen, nahmen einen Teil der Hitze auf, die flimmernd über dem steten Lavastrom stand, und sie zausten Vian sanft das Haar, als er das Dorf verließ und sich auf den Weg zum Krater hinauf machte. Doch obwohl die warme Luft ihn wie ein treuer Freund begleitete, erfasste ihn nur allzu bald ein eiskalter Schauer, der ihn bis ins Mark erzittern ließ.

Es war keine Kälte, wie Frost und Schnee sie in sich bargen, nicht wie der harsche, aber doch natürliche Biss des Winters, der seine weiße Decke über das Land und seine Bewohner senkte. Diese Kälte war *anders*, war so grausam und unerbittlich wie der Tod, der die Wärme und das Lächeln eines geliebten Menschen mit sich in die Dunkelheit riss, war wie ein Blick aus hungrigen Raubtieraugen, der sich aus den Schatten auf ein ahnungsloses Opfer richtete.

Ein Blick aus solchen Augen war es, den Vian in diesem Moment in seinem Rücken fühlte. Unwillkürlich zog er die Schultern ein, wollte sich umdrehen, wollte nachsehen, wer ihn mit so viel Heimtücke und Niedertracht beobachtete. Doch er tat es nicht. Er blieb nicht einmal stehen, auch wenn gerade das die Furcht in ihm nährte, sich damit schutzlos wie ein neugeborenes Kätzchen den Zähnen eines unsichtbaren Wolfes preiszugeben, der mit weit geöffnetem Maul vor ihm hockte und nur darauf wartete, dass er in die Reichweite seiner zuschnappenden Kiefer hineintaumelte.

Doch so sehr ihm auch der Puls in die Höhe schnellte und ihm das Blut in den Ohren zu rauschen begann, er ignorierte es mit fest zusammengepressten Lippen und warf sich der Furcht mit energischem Einsatz entgegen. Es war niemand da, der ihn verfolgte. Es war *nie* jemand da gewesen. Wann begriff er das endlich? Als Kind war es ja noch in Ordnung gewesen, wenn er sich seiner Angst ergab, wenn er zitternd und weinend in die tröstenden Arme seiner älteren Schwester floh; nun aber war er kein Kind mehr. Vor drei Wochen war er in einem feierlichen Ritus in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen worden. Er war nun ein Mann und ein Krieger. Es wurde also höchste Zeit, dass er seine kindlichen Ängste hinter sich ließ. Andernfalls würde er dem Clan niemals angemessen dienen können.

Ein scharfer Schmerz fuhr ihm mit einem Mal wie die Klinge eines Messers durch den Leib und ließ ihn stöhnend eine Hand auf den Magen pressen, und wie so oft war ihm, als habe sich eine stählerne Klammer um seinen Hals geschlossen, die ihm unbarmherzig die Luft zum Atmen nahm. Reflexartig bäumte er sich dagegen auf, schüttelte sie ab, drängte sie

in den Hintergrund seines Bewusstseins. Doch er wusste, sein Kampf würde vergeblich sein. Vor *diesem* Nachtmahr gab es kein Entkommen, keinen Zufluchtsort, der seiner blutenden Seele Heilung versprach. Es würde nichts nützen, die Augen zu schließen und sich zitternd an die Schulter seiner Schwester zu kuscheln, denn *diese* Gespenster waren real, waren mehr als boshafte Blicke, die nur in seiner Phantasie existierten. Sie besaßen Zähne, und sie waren hungrig – und sie würden noch viel hungriger werden, wenn er sich nicht endlich daran machte, seine Pflichten zu erfüllen. Jede Sekunde, die er tatenlos vergeudete, musste ein anderer Elf Aufgaben erfüllen, die ihm zugedacht waren. Oben am Krater wartete man sicher schon auf ihn.

Zehn Elfen des Clans waren zur jeder Tages- und Nachtzeit um den Kraterrand versammelt. Sie steuerten die gewaltige Wut des Vulkans, hielten sie im Zaum und schützten so das Dorf und die umliegende Natur. Als Erwachsener musste er nun ebenfalls daran teilhaben, er vielleicht mehr als jeder andere Avoni. Immerhin war er der Sohn des Asan, des Clanführers. Und im Gegensatz zu seinen beiden älteren Geschwistern hatte er seinen Wert noch längst nicht unter Beweis gestellt.

Hastig ging Vian weiter. Der Blick der unsichtbaren Augen folgte ihm, schien sich wie ein kalter Egel an seinem Rücken festzusaugen, doch er verschloss sich davor, nährte stattdessen seine Entschlossenheit, seinen Teil zum Wohl des Clans beizutragen, so wenig das auch sein mochte.

Auf dem Weg hinauf zum Krater näherte er sich alsbald dem kleinen Plateau, das sich auf halber Höhe wie ein Schwalbennest an den Westhang des Avon schmiegte. Dort fand der Unterricht der Kinder statt, dort lernten sie, die Magie des Feuers, die ihnen der rote Elfenkristall von Geburt an verlieh, zu kontrollieren und sinnvoll einzusetzen.

Jeder Erwachsene beteiligte sich an der Ausbildung der Kinder, und auch Vian würde wohl irgendwann einmal ein wenig unterrichten müssen, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, was er den Kleinen beibringen könnte, was sie nicht längst von einem anderen Avoni gelernt hatten. Heute war es jedoch Vasson, sein älterer Bruder, der gleich eine ganze Schar der jüngsten Kinder des Dorfes zum Plateau hinaufgeführt hatte.

Vian erblickte Vasson schon von Weitem - was nicht weiter schwierig war, denn Vasson war größer als jeder andere Avoni. Er war sogar so groß, dass es im gesamten Dorf nur eine einzige Tür gab, die er durchschreiten konnte, ohne den Kopf einziehen zu müssen – und das war die Tür zum Saal des Stammesführers. Als ältester Sohn des Asan nahm er schon heute oft den Platz zur Rechten ihres Vaters ein, und wenn der Clan in hoffentlich noch ferner Zukunft einen neuen Führer brauchte, würde jenes Amt auf ihn übergehen, sofern ihr Vater keinen anderen Nachfolger bestimmte.

Wie so oft schoss Vian eine allzu klare Ahnung dieser unausweichlichen Zukunft durch den Kopf, während er Vasson betrachtete, und die fraß sich wie Säure in seine Seele. Vasson den Clan anzuvertrauen, war ... schwierig. Selbst die Kinder, die Vasson im Augenblick unterrichtete, hätte Vian seinem Bruder wohl nicht ohne Widerstand ausgeliefert, doch zumindest waren die Unterrichtsstunden eine überschaubare Angelegenheit. Die Geschicke eines ganzen Clans in den Händen zu halten, war etwas völlig anderes.

Bekommen senkte Vian den Kopf. Weder auf das eine noch auf das andere konnte er Einfluss nehmen. Er war ein Gefangener, gebunden von Ketten, die ein boshaftes Schicksal bereits im Augenblick seiner Geburt für ihn geschmiedet hatte, und solange er lebte, würde er niemals etwas anderes sein. Niemand würde jemals erfahren, welche Ängste und Sorgen ihn bewegten, welche Worte der Verzweiflung und banger Hoffnung ungehört in der Stille seines Geistes verhallten. Niemand *durfte* je davon erfahren; eine Katastrophe, wie sie vermutlich schlimmer kaum sein konnte, wäre die unausweichliche Folge gewesen. Das

Einziges, was ihm blieb, war, im Vorbeigehen einen raschen Blick auf die Kinder zu werfen und sich zu vergewissern, dass es ihnen trotz des bereits fortgeschrittenen Morgens noch immer gut ging.

Vielleicht hatten sie ja Glück. Streng genommen bestand für Vasson keine Veranlassung, gegenüber seinen Schutzbefohlenen dasselbe Verhalten an den Tag zu legen, das ihn in Gegenwart einer bestimmten anderen Person zu solch einer liebgewonnenen Gewohnheit geworden war, gab es doch nichts, das er ihnen berechtigterweise zum Vorwurf machen konnte – anders, als das bei Vian der Fall war. Dennoch war Vian nicht gewillt, in dieser Hinsicht ein Risiko einzugehen.

Die Kinder waren allesamt zwischen fünf und zehn Jahre alt. Neben der massigen Gestalt seines Bruders wirkten sie noch kleiner und zerbrechlicher als gewöhnlich. Selbst einige der Jungen, die ansonsten mehr durch ihr vorlautes Mundwerk als durch ihren Lerneifer und ihre disziplinierte Anstrengung auffielen, hockten wie verschreckte Mäuschen zu seinen Füßen, ohne auch nur einen Mucks von sich zu geben, und sahen mit stummem, furchterfülltem Respekt zu Vasson auf.

Und sie taten gut daran. Vasson zu ärgern oder ihm auch nur zu widersprechen, war so, als provozierte man ein kleines Gebirge, über einem zusammenzubrechen, das wusste Vian aus jahrelanger, leidvoller Erfahrung. Vasson war bereits sechsundzwanzig Jahre alt und damit neun Jahre älter als er selbst. Diese Zeit hatte er ihm an Erfahrung, Wissen und Training voraus, und er ließ keine Gelegenheit aus, ihn das wieder und wieder spüren zu lassen. Vian mühte sich Tag um Tag wie besessen darum, Vasson keinen Anlass zur Kritik mehr zu geben, aber es war ein sinnloses Unterfangen, darüber machte er sich keine Illusionen.

Sein Bruder hatte ihn sicher kommen sehen, würdigte ihn jedoch weder mit einem Gruß noch mit einem Blick. Der Luft, die man atmete, brachte man für gewöhnlich mehr Aufmerksamkeit entgegen, als Vasson sie gute Teile des Tages für ihn erübrigte; aber es waren nicht jene Stunden, die Vian zu fürchten gelernt hatte. Unwillkürlich vorsichtig auftretend, näherte er sich Vasson und den Kindern.

Er war bis auf wenige Meter heran, als Vasson ihn doch ansah, ein Blick, der es an Eisigkeit mühelos mit den körperlosen Augen aufnehmen konnte, die Vian so oft in seinem Rücken spürte – womit der Ursprung jener düsteren Phantasie vermutlich bereits seine schlichte und erschöpfende Aufklärung gefunden hatte. Vian senkte sofort den Kopf, wusste er doch, dass er Vassons Starren keine Sekunde lang standhalten durfte, wollte er nicht neues Ungemach heraufbeschwören, Ungemach, das allzu oft nicht nur ihn, sondern auch gänzlich Unschuldige traf. Vasson war leider bei der Wahl seiner Waffen ebenso wenig wählerisch, wie seine Schläge präzise waren.

So auch dieses Mal. Vian spürte, wie Vasson seine Magie herbeirief, blickte abrupt wieder auf und sah, wie sein Bruder in unmittelbarer Nähe der Kindergruppe mit jäher Heftigkeit eine doppelt mannshohe und hauswandlange Feuerwand emporlodern ließ, die so tief war, dass ein Kind schon drei oder vier große Schritte benötigte, um sie durchqueren zu können.

Die Kinder hatten offenbar nicht damit gerechnet, denn ein paar von ihnen sprangen erschrocken zurück. Milisani, das jüngste der Mädchen, kaum fünf Jahre alt, stolperte sogar, fiel hin und rang mit den Tränen. Torsson, einer der sonst so kecken Jungen, half ihr rasch wieder auf, denn Vasson musterte sie bereits mit strengem Blick. Die Kleine würgte ihre Tränen tapfer hinunter.

Vasson sah verächtlich von ihr fort, ließ seinen grimmigen Blick in die Runde schweifen.

„Heute werdet ihr lernen, dass eure Magie mehr vermag, als lediglich ein paar armselige Flämmchen auf irgendwelchen Kieselsteinen herumhüpfen zu lassen oder als Ersatz für den Rockzipfel eurer Mutter herzuhalten, hinter dem ihr euch verkriechen könnt, damit ihr euch nachts allein in euren Betten nicht vor Angst in die Hose macht. Ihr habt weitaus mehr Macht als das! Das Feuer, ganz gleich, wie wild und unbezähmbar es euch erscheint, wird sich euch immer unterwerfen. Um das zu begreifen, werdet ihr jetzt diese Flammenmauer durchschreiten.“

Fluchend begann Vian zu laufen. Wenn Vassons niederträchtige Absichten nur nicht immer so offensichtlich gewesen wären! Aber warum, beim Heiligen Kristall, musste er ausgerechnet die Kinder in ihren ewigen Streit hineinziehen? Sie hatten damit nichts zu tun! Gar nichts!

Mit heftig klopfendem Herzen starrte Vian auf die grell lodernde Feuerwand, deren Flammen, von Vassons unerbittlichem Willen genährt, heiß wie der Atem aus dem Maul eines Drachen in den klaren Himmel emporfauchten. War Vasson völlig verrückt geworden? Die Kinder waren viel zu klein, viel zu jung für die Aufgabe, die er von ihnen verlangte. Sah er nicht ihre weit aufgerissenen Augen, bemerkte er nicht die Furcht, die sich in ihre Gesichter gegraben hatte?

Vian presste bitter die Lippen aufeinander. Natürlich tat er das. Nur war es ihm vollkommen gleichgültig. Die Kinder waren für ihn lediglich ein Mittel zum Zweck, wie so oft, wenn Vians schlichte körperliche Präsenz die geschwisterlichen Gefühle seines Bruders allzu heftig in Wallung versetzte. Er lief noch schneller.

„Wer wird es zuerst versuchen?“

Der drohende Unterton in Vassons Stimme machte unmissverständlich klar, dass seine Geduld sich gefährlich dem Ende entgegenneigte. Selbst Vian zuckte angesichts der Mitleidlosigkeit in seinen Worten unwillkürlich zusammen, die Kinder jedoch duckten sich wie Lämmer, die gerade dabei waren, mit Knüppelschlägen und Peitschenknallen in die hungrigen Arme ihres Schlächters getrieben zu werden. Sie senkten die Köpfe und starteten zu Boden, versuchten ebenso verzweifelt wie erfolglos, Vassons unnachgiebigem Blick zu entfliehen.

Vasson schnaubte abfällig. „Milisani, du wirst beginnen!“

Natürlich! Ausgerechnet Milisani, die jüngste von allen! Mit nichts anderem hatte Vian gerechnet.

„Ich?“, kiekste das Mädchen, und ihre Augen, gerade erst wieder trocken geworden, begannen erneut, verräterisch zu glänzen. Sie wich zitternd einen Schritt zurück.

„Dort entlang“, knurrte Vasson. Sein Arm zuckte vor, wies mit unmissverständlicher Geste auf die lodernde Flammenwand.

Erste Tränen begannen, über Milisanis bleiche Wangen zu rinnen. Sie blieb stocksteif stehen, blickte mit schreckensstarrem Gesicht auf die tobende Feuersbrunst, die unüberwindlich wie ein Gebirge vor ihr in die Höhe ragte.

„Wovor hast du Angst?“, fragte Vasson schroff. „Du bist eine Avoni! Das Feuer zu beherrschen liegt dir im Blut!“

„Aber ... ab ich ...“, stammelte die Kleine, stockte und begann stattdessen, hilflos zu zittern.

Vian war beinahe heran. Nur noch ein kleines Stück ...

„Wo bleibt dein Stolz als Avoni?“ Vasson wirkte, als wolle er ausspucken. „Das Feuer ist unser *Diener*! Hat man Angst vor einem Diener? Also rei dich gefälligst zusammen!“

„Vielleicht kann ich zuerst gehen“, mischte sich Torsson zaghaft ein. Er hatte den Rücken durchgestreckt, versuchte, Vasson mit der ganzen Tapferkeit seines jungen Herzens entgegenzutreten, aber auch in seinen Augen schimmerte Furcht.

Milisani schluchzte dankbar und versuchte, sich eilig hinter Torsson zu verstecken, doch Vasson beugte sich rasch vor und packte das Mädchen am Arm.

„Hier geblieben! Ich habe beschlossen, dass du beginnst, und du wirst tun, was ich dir sage.“

Sprach's und zerrte Milisani energisch auf die Flammen zu. Die Kleine sträubte sich nach Kräften, fing noch herzerreißender an zu weinen, doch Vasson hob sie einfach vom Boden hoch, trat mit ihr dicht vor die Feuerwand und machte sich bereit, das Mädchen wie einen alten Lumpen in die lodernde Glut zu werfen.

„Hör sofort auf!“, schrie Vian. Vassons Feuerwand erlosch innerhalb eines Augenzwinkerns, als er seine eigene Macht heraufbeschwor.

Ein kollektives Aufatmen lief durch die Reihen der Kinder, und Erleichterung flackerte mit beinahe schmerzhafter Deutlichkeit über ihre verkrampften, angstverzerrten Mienen.

Vasson hingegen fuhr herum, als habe ihn der schleimige Auswurf eines Schwindsüchtigen im Nacken getroffen, und seine Hände ballten sich augenblicklich zu Fäusten.

„Vian!“, zischte er. Obwohl es kaum möglich schien, gelang es ihm, seinen Namen mit noch mehr Abscheu als gewöhnlich über seine Lippen zu zwingen.

Es gab nicht viele, die sich Vasson entgegengestellt hätten, wenn er in derart übler Stimmung war. Vian atmete tief durch und trat direkt vor ihn.

„Ich muss mit dir reden, Vasson.“

Vassons Augen verengten sich. „So? Musst du das?“

Vian unterdrückte den instinktiven Impuls, vor dem Zorn seines Bruders zurückzuweichen - was sehr viel leichter gewesen wäre, hätte er nicht so weit zu ihm hinaufsehen müssen. Vasson war beinahe einen Kopf größer als er selbst, dazu breiter in den Schultern und viel muskulöser. Seine massige Gestalt verdunkelte das Licht der Sonne wie ein Berg, der unvermittelt vor ihm in die Höhe gewachsen war, und als er drohend seine gewaltigen Bizeps unter dem dünnen Stoff seines Hemdes spielen ließ, hatte Vian einmal mehr das Gefühl, im nächsten Augenblick unter Tonnen von Felsbrocken begraben zu werden, die knirschend über seinem schutzlosen Haupt in Position gerückt wurden.

Er straffte seine Schultern und versuchte, dem düsteren Groll und der unberechenbaren Aggressivität seines Bruders mit so viel ruhiger Entschlossenheit zu begegnen, wie er aufzubringen vermochte. „Können wir ein Stück beiseite gehen?“, fragte er mit gedämpfter Stimme. Ganz gleich, was Vasson auch tat, er durfte ihn nicht vor den Augen der Kinder kritisieren. Das stand ihm nicht zu, immerhin war Vasson der zukünftige Asan. Noch wichtiger allerdings war, dass er seinen Bruder dazu bringen musste, von den Kleinen abzulassen.

Vasson starrte ihn an wie eine Schabe, die sich anschickte, über seine frisch polierten Stiefel zu marschieren, stemmte demonstrativ die Hände in die Hüften und holte tief Luft, wodurch sein gewaltiger Brustkorb noch einmal um das Doppelte anzuschwellen schien. „Wie kommst du dazu, meinen Unterricht zu stören?“, dröhnte er in einer Lautstärke, die vermutlich noch die Isani in ihren Wäldern jenseits der Ebene erschrocken zusammenzucken ließ.

Vian verkrampfte sich. „Ich wollte dich nicht unterbrechen, aber ...“

„Dann tu es auch nicht! Mach dich lieber irgendwo *nützlich*, statt mir auf die Nerven zu fallen.“

Vian spürte, wie sich bei den höhnischen Worten seines Bruders die Klinge des Messers abermals in seinen Magen zu bohren begann, und biss grimmig die Zähne zusammen. Er hatte gewusst, wie Vasson reagieren würde, noch bevor das erste Wort über seine Lippen gekommen war, aber er hatte es zumindest versuchen müssen. Leider kannte er seinen Bruder zu gut, um sich in dieser Hinsicht Illusionen zu machen. Niemals würde Vasson von der Bühne verschwinden und zulassen, dass der Vorhang fiel, solange es auch nur einen einzigen Zuschauer gab, den er als Zeugen für sein erbärmliches Schauspiel zu missbrauchen vermochte.

Doch diesmal war er zu weit gegangen. Diesmal hatte ihn sein Hass über eine Grenze hinausgetrieben, die selbst für ihn bislang tabu gewesen war. Vian wandte den Kopf, warf einen schnellen Blick auf die Kinder, die ihre Eltern vertrauensvoll in die Obhut seines Bruders gegeben hatten. Sie hatten ihren kurzen Wortwechsel genutzt, um sich zitternd wie eine Gruppe ängstlicher Kaninchen hinter ihm zusammenzudrängen. Milisani griff sogar nach dem Zipfel seines Hemdes und klammerte sich mit einem herzerreißenden Flehen in ihren großen Kinderaugen an ihm fest, als fürchte sie, im nächsten Moment von einem grässlichen Ungeheuer gepackt und mit Haut und Haaren von ihm verspeist zu werden.

Vian strich ihr tröstend übers Haar, straffte sich und sah Vasson direkt in die Augen. Wenn Vasson es nicht anders wollte, mussten sie ihre Klingen eben im Beisein der Kinder kreuzen. Zum Glück waren sie zu klein, um alle Implikationen des nun folgenden Disputs erfassen zu können – wodurch es seinem Bruder natürlich umso leichter fallen würde, seine vergifteten Pfeile ins Ziel zu bringen. Doch besser diese Pfeile trafen ihn, als dass durch Vassons wilden, unversöhnlichen Hass Unschuldige in die Schusslinie gerieten. Um der Kinder willen durfte er nicht nachgeben.

Er versuchte, seiner Stimme einen möglichst festen Klang zu geben, und wappnete sich innerlich gegen die Klingen, die sich gleich in ihn hineinbohren würden. „Die Kinder sind noch zu jung für diese Übung.“

Vasson lachte auf. „Ach, denkst du das? Und woher nimmst du deine Klugheit? Wie viele Stunden hast du bereits unterrichtet?“

„Keine, aber ...“

„Keine! Ich hingegen unterrichte schon seit mehr als sechs Jahren! Glaubst du nicht, dass ich ein wenig besser weiß, was ich zu tun habe, als gerade du?“

Vassons Stimme troff geradezu vor Hohn. Vian achtete nicht darauf, ebenso wenig wie auf die Muskelberge, die sich drohend unter dem Stoff von Vassons Hemd zu bewegen begannen.

„Hast du denn nicht gesehen, wie sehr Milisani gezittert hat?“

Vasson verdrehte die Augen. „Natürlich hat sie das! Alle zittern vor der Feuerwand. Aber wenn du einen kleinen Moment nachgedacht hättest, hättest du dich daran erinnert, dass es bei dieser Übung gerade darum geht, seine Angst zu überwinden.“

„Von dir gepackt und wie ein Stück Unrat ins Feuer geworfen zu werden, hat ihr dabei sicherlich sehr geholfen!“

Vasson hob eine Augenbraue. „So scharfzünftig heute, Vian? Das Rudel Löwen hinter dir scheint dich mutig zu machen.“ Seine Lippen kräuselten sich amüsiert. „Aber ich vergaß, dass du ein ausgewiesener Experte im Überwinden von Ängsten bist. Es ist schon bewundernswert, wie heldenhaft es dir gelingt, nicht in Ohnmacht zu fallen, sobald du mit deiner Magie mehr als einen Grashalm in Brand zu stecken versuchst. Du solltest jedoch nicht davon ausgehen, dass alle anderen ebensolche Feiglinge sind wie du!“

Vian überhörte die Beleidigung mit gewohnter Routine. Feigling war nur eine von vielen Schmähungen, mit denen Vasson ihn nur zu gern bedachte; dagegen aufzubegehren hätte ebenso viel Sinn, als wolle man ein Tier dazu bringen, das Feuer zu lieben.

Und zurückweichen würde er vor *Worten* erst recht nicht, auch wenn sie ihm mit noch so viel Verachtung entgegengespien wurden. Es war seine Pflicht, die Kinder zu schützen, ganz gleich, was sich daraus für ihn selbst für Konsequenzen ergeben mochten.

„Es geht hier nicht um mich, Vasson. Milisani hätte *verletzt* werden können. Wir sind zwar Avoni, aber das bedeutet nicht, dass die zerstörerische Natur des Feuers uns nicht schaden könnte. So voller Angst, wie Milisani war, hätte sie sich niemals schützen können.“

„Ich hätte schon auf sie aufgepasst.“

Vian sah seinen Bruder eindringlich an. „Und welchen Sinn macht die Übung dann noch? Der Gang durch die Feuerwand muss selbstständig bewältigt werden. Der Lehrer soll nur im Notfall eingreifen. Wenn du Milisani ins Feuer wirfst und gleichzeitig die Hitze der Flammen von ihr fern hältst, wird sie gar nichts lernen, außer dass sie sich auf ihre eigene Macht nicht verlassen kann. Das ist der Grund, warum es jedem Heranwachsenden normalerweise gestattet ist, die Feuerwand erst dann zu durchschreiten, wenn er selbst entschieden hat, dass er sich ihr auch wirklich gewachsen fühlt.“

Vassons Züge verhärteten sich. „Wenn du es so viel besser weißt, dann führe du doch den Unterricht fort! Ich habe jedenfalls keine Lust, meine Zeit noch länger mit dir zu verschwenden.“

Damit wandte er sich schroff ab und marschierte hoch erhobenen Hauptes den Pfad zum Dorf hinunter.

Vian sah ihm zornig hinterher. Er versuchte gar nicht erst, ihn aufzuhalten. Das war typisch Vasson! Genauso typisch wie die Aktion mit der Feuerwand. Sein Bruder wusste nur zu gut, dass er jetzt keine Zeit hatte, bei den Kindern zu bleiben, dass er zum Krater hinauf musste, ja sogar längst zu spät dran war, schließlich hatte Vasson selbst ihrem Vater dabei geholfen, die anfallenden Pflichten des heutigen Tages auf die arbeitsfähigen Männer und Frauen des Avoni-Clans zu verteilen – wodurch ihr Zusammentreffen am heutigen Morgen wieder einmal einen äußerst faden Nachgeschmack bekam.

Indem er jetzt einfach verschwand, zwang er Vian, sich die Schlinge, die ohnehin bereits unangenehm dicht über ihm baumelte, eigenhändig um den Hals zu legen, und er trug auf seine gewohnte liebenswerte Weise dafür Sorge, dass er sich aus eigener Kraft nicht mehr daraus zu befreien vermochte. Wie er sich auch entschied, er steckte in der Falle. Entweder er ließ die Kinder im Stich und nahm die Beine in die Hand, um noch rechtzeitig hinauf zum Krater zu kommen, oder er vernachlässigte die ihm von seinem Vater aufgetragenen Pflichten, wodurch er nicht nur diesen, sondern auch die Avoni oben am Kraterrand gegen sich aufbringen würde.

Rasch ließ Vian einen Blick über die Gruppe der Kleinen schweifen. Sie wirkten noch immer verstört und ängstlich, und bei dem einen oder anderen begannen jetzt, nachdem die unmittelbare Gefahr vorüber war, doch noch Tränen über ihre vom Schrecken gebleichten Wangen zu rinnen. Sie in diesem desolaten Zustand allein zu lassen, kam überhaupt nicht in Frage, obwohl Vasson zweifellos damit rechnete, dass er die Betreuung der Kinder seiner eigentlichen Aufgabe vorzog, und sein Pflichtversäumnis zum Anlass nehmen würde, um wieder einmal zum Wohle des Clans seinen heiligen Zorn auf ihn niederfahren zu lassen – dieses Mal sogar zu Recht.

Doch die Kinder gingen vor. Vian verbarg die Wut, die er noch immer auf seinen Bruder verspürte, lächelte den Kleinen freundlich zu und führte sie ein Stück von der geschwärzten Stelle fort, an der Vassons Feuerwand gewütet hatte. Als sie so weit von ihr entfernt waren,

dass ihr Blick nicht mehr unweigerlich auf die verrußte Narbe fallen musste, bedeutete er ihnen, sich im Kreis niederzulassen. Er setzte sich zu ihnen, und ehe er es sich versah, war die kleine Milisani auf seinen Schoß geklettert und schmiegte sich an ihn.

Vian zauste sachte ihr Haar. „Wollen wir ein wenig spielen?“, fragte er sie und die anderen.

Die Kinder nickten zaghaft.

Vian schüttelte innerlich den Kopf. Hätte er bisher noch Zweifel an der Richtigkeit seiner Entscheidung verspürt, so wären sie spätestens jetzt verschwunden gewesen. Gleichgültig, ob er seinem Bruder damit die Gelegenheit gab, ihn wieder einmal vor aller Augen zu demütigen, er würde solange bei den Kindern bleiben, bis er die Furcht und den Schrecken, die Vasson in ihre Herzen gesät hatte, wieder vertrieben hatte.

Rasch zauberte er einen kleinen Feuerball auf seiner Hand hervor, ließ ihn in die Mitte des Kreises schweben und sah in die Runde.

„Wer übernimmt?“

Torsson meldete sich sofort, ergriff die kleine Feuerkugel mit seiner Magie und ließ sie munter in die Höhe schießen. Die anderen Kinder schlossen sich schnell an, und schon bald huschte die Feuerkugel wild von einem zum anderen, vollführte elegante Schwünge und meterhohe Sprünge wie eine Forelle, die übermütig im warmen Sonnenschein nach einer Fliege schnappt. Die Kinder entspannten sich sichtlich, begannen schließlich freudig zu jauchzen und sogar zu lachen.

Selbst Milisani lächelte, und als er sie fragend ansah, streckte sie die Hand aus und holte die Feuerkugel zu sich heran. Sie schenkte ihm einen Blick voller Vertrauen und schloss die Hände um den Feuerball, ohne Scheu, ohne Angst, sich zu verbrennen. Sie löschte die Flammen und sah zu ihm auf.

„Wie alt warst du, als du durch die Feuerwand gegangen bist?“

Vian zuckte zusammen, als hätte er einen Schlag in den Nacken erhalten. Das war nun wirklich nichts, worüber er gern sprach.

„Ich weiß es“, krächte Torsson. „Mein Vater hat es mir erzählt.“

Die anderen Kinder blickten ihn erwartungsvoll an, doch Vian schüttelte rasch den Kopf.

„Bitte behalte es für dich, Torsson.“

„Aber wieso denn? Du kannst stolz darauf sein.“

„Das bin ich nicht.“

„Das verstehe ich nicht. Du warst erst sechs Jahre alt!“

Torsson warf sich in die Brust, als sei er selbst es gewesen, der diese Heldentat vollbracht hatte. Die anderen Kinder murmelten staunend.

„Stimmt das?“, fragte Milisani mit großen Augen.

„Ja“, gab Vian zögernd zu.

Milisani runzelte die Stirn. „Vielleicht hätte ich auch mutiger sein sollen.“

Vian atmete schwer durch. Genau deshalb hatte er nichts sagen wollen.

„Hör mir zu, Milisani. Hör mir alle zu. Ihr müsst euch kein Beispiel an mir nehmen. Ihr müsst euren eigenen Weg gehen. Lasst euch so viel Zeit, wie ihr braucht. Das ist kein Wettbewerb.“

Auch wenn einige das wohl anders sahen. Vian blickte kurz zum Pfad hinüber, auf dem Vasson davongestürzt war. Bekümmert senkte er den Kopf. Im Augenblick war er der jüngste Avoni, der sich je an diese Prüfung herangewagt und sie gemeistert hatte, doch stolz, nein, stolz war er nun wirklich nicht darauf. Sein Handeln war nicht mutig gewesen, sondern dumm, hatte er damit doch unmittelbar Vassons Zorn provoziert, und Situationen wie die heutige gingen direkt auf diese Dummheit zurück. Damals hatte er es noch nicht begriffen,

hatte noch nicht verstanden, dass sein Verhalten gravierende Auswirkungen nicht nur auf ihn selbst, sondern auch auf den gesamten Clan hatte, weil er der jüngste Sohn des Asan war – und weil Vasson sein Bruder war.

Jetzt hingegen verstand er es umso besser. Hinzu kam, dass er allen Kindern, die nach ihm gekommen waren, einen mehr als zweifelhaften Dienst erwiesen hatte. Er hätte ihnen ein Vorbild sein sollen, stattdessen hatte er lediglich Gefühle der Unzulänglichkeit und einen ebenso übertriebenen wie unheilvollen Ehrgeiz in ihnen geweckt. Nur wegen seiner unbedachten Tat, wegen seines naiven Versuchs, sich vor Vasson zu beweisen, überlegten einige Jungen und Mädchen, die Feuerwand früher zu durchqueren, als gut für sie war. Und nur wegen ihm ließ Vasson Kinder wie Milisani für ihre Schwäche büßen. Nur wegen ihm versuchte er sie im Feuer seines Hasses zu einem Werkzeug zu formen, mit dem er den Stachel, den ihm Vian durch seine unbedarfte Arroganz vor so vielen Jahren in die Seele getrieben hatte, endlich herauszureißen vermochte. All das war allein seine Schuld.

„Es war falsch von mir, die Prüfung so früh auf mich zu nehmen“, erklärte er den Kindern ernst. „Ich war nicht dafür bereit, aber ich wollte mich unbedingt beweisen. Ich wollte allen zeigen, was für ein toller Kerl ich bin!“

Das war zwar bestenfalls die Hälfte der Wahrheit, doch so würden die Kinder eher verstehen, dass er einen Fehler gemacht hatte. Zudem gab es keinen Grund, ihre zarten Seelen durch einen allzu intensiven Blick auf die trostlosen Landschaften in seinem Inneren noch mehr zu verschrecken, als es Vasson bereits mit seinem Unterricht getan hatte.

„Ich wollte mich aufspielen und mit meiner Leistung angeben“, fügte er leise hinzu.

Die Kinder wechselten einige ratlose Blicke. Vor allem Torsson runzelte verwirrt die Stirn.

„Aber du gibst doch gar nicht damit an. Du wolltest es den anderen ja nicht einmal sagen.“

Vian hob die Schultern. „Ich bin jetzt ein wenig klüger als damals. Und ich bitte euch sehr darum, wiederholt meinen Fehler nicht. Versprecht ihr mir das?“

Er sah sie eindringlich an, und einer nach dem anderen nickte ihm zu, so feierlich, wie es nur Kinder vermochten.

Erleichtert atmete Vian auf. Wenigstens diesen Kindern würde sein schlechtes Beispiel wohl keinen Schaden mehr zufügen – zumindest solange Vasson sie nicht erneut unterrichtete.

Für Milisani schien jedoch noch nicht alles geklärt zu sein. Sie hob den Kopf und sah ihn mit großen Augen an. „Hattest du denn gar keine Angst?“

„Oh doch! Die hatte ich! Große Angst sogar.“

„Aber du hast es trotzdem getan“, stellte Torsson fest.

Vian nickte stumm.

Torsson schüttelte den Kopf. „Und wieso behauptet dein Bruder, dass du feige bist?“

Darauf gab Vian keine Antwort, denn die einzige, die er hätte geben können, barg eine Wahrheit, die er niemals aussprechen durfte, wollte er nicht Wohl und Sicherheit des Clans gefährden.